

Erlebtes

von Horst Völz

Vorbemerkung: *Ich werde keine Autobiographie schreiben. Ich weiß, wie schnell man dabei in Gefahr gerät, auch Falsches zu schreiben und Anderes bewusst wegzulassen. Hinzu kommen dann noch Verfälschungen, die das Gedächtnis aus dem Erlebten macht. So regten mich Kollegen anlässlich meines 75. Geburtstages dazu an, jene erlebten Anekdoten aufzuschreiben, die sich Bekannte immer wieder gern erzählen lassen. Sie lassen sich aus der Gesamtheit des Lebens heraustrennen und so aufschreiben, dass sie einem sehr hohen Wahrheitsanspruch genügen. Außerdem ist dabei die Reihenfolge unwesentlich. Daher wird diese Sammlung auch nie abgeschlossen sein und immer ungeordnet bleiben. Nach Lust und Laune werde ich Anekdoten hinzufügen. Doch bei dieser Zusammenstellung ist mir bewusst geworden, warum ich in der Akademie mehr Feinde haben musste, als mir je bewusst geworden ist. Denn mir ging es immer um die Sache. Von Machthierarchien verstehe ich bis heute nichts.*

Redaktionsschluss 27.1.13

Es gibt auch Geschichten aus meiner Kindheit, über die ich fast nur aus den Berichten meiner Eltern und Großeltern weiß. So soll ich bereits mit etwa 2 Jahren dem **Kaktus** meiner Großmutter alle Stacheln abgeschnitten haben: „Papa rasiert sich doch auch.“ Auch die **Waschkommode** meiner Eltern habe ich durch Schnitzen zu verzieren versucht. Schließlich schnitzte mein Großvater aus Zigarrenkistenholz schöne Bilderrahmen. Mein Vater legte großen Wert darauf, dass ich mein Gedächtnis stärkte. Wenn meine Eltern mich zum Einkaufen zum Händler Seidenkranz schickten, musste ich das zu Holende auswendig lernen. Einen Zettel durfte ich nicht benutzen. Auf dem Hinweg repetierte ich dann z.B. ständig: 1 Pfund Mehl, 1 Glas Marmelade, ein Pack Streichhölzer usw. Doch einmal hatte ich Pech. Ich sollte zum Kuchenbacken **Rum-Aroma** mitbringen. Hierauf fragte mich Herr Seidenkranz: „rechts oder links rum?“ Ich war so verwirrt, dass ich vor Schreck die lange Liste vergessen hatte. Also musste ich nach Hause zurück, wurde bestraft und erneut geschickt.

Am ersten Tag in der Schule hatte ich bereits Pech. Als der Lehrer eintrat, war ich nicht aufgestanden. Mir hatte niemand gesagt, dass ich es tun müsste. Also musste ich nachsitzen und längere **Zeit Aufstehen üben**. Doch hier war mein Vater sehr tolerant. Er lobte es sogar, und meinte man muss auch etwas Stolz besitzen. Du hast das schon ganz gut gemacht. Ich glaube, es war sogar der gleiche Lehrer, der später mit meinem Vater und mir das unangenehme Gespräch für die halbe Freistelle in der Mittelschule führte.

Ich habe es nur noch sehr dunkel in Erinnerung. Doch meine Schwester, die dafür ein besseres Gedächtnis hat, bestätigt es mir immer wieder. Es gibt nämlich zwei weitere Fakten, die mein Überleben in dieser Zeit bestimmten. Kurz vor dem Zusammenbruch wurde ich mich meinen Klassenkameraden und weiteren Schulkameraden in ein Zeltlager in die Nähe von Kolberg zur Ausbildung oder Ähnliches gebracht. In dieser Atmosphäre bekam ich so großes **Heimweh** – wie es bewusst abwertend genannt wurde –, dass ich krank war und zurück zu meinen Eltern gebracht wurde. Die Zurückgebliebenen kamen später auf ein Schiff, das noch vor dem Kriegsende versenkt wurde. Dadurch überlebte fast keiner meiner Schulkameraden.

Nach dem Einmarsch der Russen in Bad Polzin beschloss mein Vater auf Grund verschiedener Umstände, dass unsere Familie – er, unsere Mutter meine beiden Geschwister und ich – uns durch eine Spritze **selbst töten** sollten. Er hatte alles besorgt. Alle waren einverstanden, nur ich widersprach. So blieben wir alle am Leben und zogen (s.u.) in den Wald.

Mein **Vater** ist mehrfach ungewöhnlich mutig gewesen und besaß viel Zivilcourage. Ich möchte hierzu zwei Beispiele anführen. Wir wohnten bis 1945 in Bad Polzin in Pommern. Etwa 1943 war er wegen erheblicher Magengeschwüre und infolge seines raffinierten Verhaltens aus der Armee ausgeschieden. Er hörte trotz Lebensgefahr regelmäßig den englischen und russischen Rundfunk. Wir Kinder durften mithören. Wir hatten einen Empfänger mit automatischen Sta-

tionstasten für die deutschen Sender. So war es leicht, bei dem geringsten Geräusch oder Verdacht, schlagartig auf diese Sender umzuschalten. Beim Anmarsch der roten Armee wussten wir so, dass Polzin eingekesselt war. Daher beschloss mein Vater mit uns in den Wald zu ziehen und dass wir uns dort von der Armee „überrollen“ lassen wollten. Auf dem Wege dahin, wollte mich ein Unteroffizier für den Volkssturm beschlagnahmen. Hier hob mein Vater den Spaten, der eigentlich zum Graben des Bunkers im Wald bestimmt war, und sagte: „**entweder Du lässt uns ziehen oder ich schlage zu!**“ Wahrscheinlich habe ich u.a. hierdurch den Krieg überlebt. Doch auch in aller Stille hat er für mich „Großes“ getan. Er war Dachdecker – im Winter arbeitslos – und so lebten wir recht ärmlich. Es war ihm nicht möglich, für mich das Geld zum Besuch der Mittelschule aufzubringen, für die Oberschule war dies noch unmöglicher, sie befand sich auch im anderen Ort, Belgard. So blieb ich auch nach der 4. Klasse in der Volksschule. Doch mein Klassenlehrer Schmökel behauptete immer wieder, dass ich wegen meiner sehr guten Leistungen auf die Mittelschule müsse. So setzte er ein Gespräch beim Rektor der Mittelschule – seinem Bruder, der im Gegensatz zu ihm ein großer Nazi war – für meinen Vater und mich durch. Mein Vater war einmal für kurze Zeit Kommunist gewesen. Mir ist nur die äußerst unangenehme Atmosphäre dieses Gesprächs in dessen Privatwohnung in Erinnerung. Für das halbe Geld konnte ich danach 1½ Jahre verspätet die *Mittelschule* besuchen und übersprang dort recht schnell die inzwischen verloren gegangene Klasse. Doch erst vor wenigen Jahren erfuhr ich von meiner Schwester Details hierzu. Das „Opfer“ meines Vaters war offensichtlich der Beitritt zur NSDAP, die er von Grund auf hasste. Meine Schwester hat ihn fast immer bei den Versammlungen unter irgendwelchen Vorwänden entschuldigen müssen. Er hat übrigens die Mitgliedschaft nie zugegeben. Als dann wohl die Akten gefunden wurden, erhielt er von einem Kollegen rechtzeitig Hinweise und hat daraufhin 1951 sofort die DDR verlassen. Bei der Ankunft in Greifswald 1946 hat er mit vielen Argumenten dafür gesorgt, dass ich auf das Gymnasium durfte. Als Sonderlösung erreichte er, dass ich auch ohne Latein die Schule besuchen und das Abitur erreichen konnte. In Untergrombach, nahe Karlsruhe, arbeitete er dann bei der Firma Tonfunk. Er hatte sich schon einige Zeit zuvor auf Elektronik spezialisiert. Dies u.a. durch elektronische Arbeiten bei der Reichsbahn vor 1945, durch Reparationsarbeiten bei der roten Armee und durch seine anschließende Tätigkeit in der Vermittlung bei der Reichsbahn. Bei Tonfunk leitete er daher sehr bald ein Produktionsband. Als „Zugereister“ und „Gottloser“ hatte er immer wieder Probleme mit den Arbeiterinnen. Eines Tages waren ihm die „Gemeinheiten“ jedoch zu groß. Er nahm sich eine Frau, setzte sie auf den *Schütteltisch* und schaltete ihn ein (heute würde der Frauenausschuss deswegen gewiss seine Entlassung fordern!). Doch von Stund an hatte er Ruhe. Das Band lief zuverlässig und erfolgreich.

Beim Abitur schrieb ich einen *Aufsatz zum Verstärker* mit Röhren, der sogar die Arbeitskennlinie erklärte. Er wurde vom Physiklehrer besser als sehr gut bewertet.

Aber es gab einen intensiven Streit mit der Deutschlehrerin. Ich hatte im Eifer des Schreibens alle „das“ mit ß geschrieben.

Ein riskanter „Streich“ war von den Besten unserer Klasse – ich gehörte bestenfalls bedingt dazu ausgeheckt – nämlich die *Abiturkonferenz* abzuhören. Hierdurch wollten wir uns besser auf die mündliche Prüfung vorbereiten können. Ich war der „Techniker“ der Klasse und sollte dazu die entsprechenden Voraussetzungen schaffen. Zunächst gab es den Vorschlag, im Lehrerzimmer einen Sender zu installieren und ihn in unserer, nichtweit entfernten Wohnung abzuhören. Dies lehnte ich ab, weil mir die Gefahr des Empfanges durch andere, auch offizielle Stellen zu groß erschien. So entstand schließlich die folgende Variante. Über dem Lehrerzimmer befand sich das Musikzimmer mit einer Chorempore. Darunter konnte man sich mit Technik verstecken. Vom Musikzimmer führten zum Lehrerzimmer herunter Heizungsrohre, die nur dürftig verkleidet waren. Es gab um sie herum viel freien Raum. So ließ sich ein Mikrofon bis in die unmittelbare Höhe der Decke des Lehrerzimmers herabsenken. Mit einem Verstärker ließ sich dann sehr gut jedes noch so kleine Geräusch im Lehrerzimmer hörbar machen. Hierzu hatte ich alles korrekt aufgebaut. Doch am Tage der Abiturkonferenz saßen drei Schüler – ich war zu feige – unter der Empore. Sie konnten alles gut mithören und aufschreiben. Nebenbei wurde sogar gezählt, wie oft Herr Asmus seine Pfeife ausklopfte, wer gegen welchen Schüler besondere Einwände hatte usw. Das Ergebnis – wer welche mündlichen Prüfungen zu absolvieren hatte – wurde nur den „zuverlässigen“ Schülern mitgeteilt. Nach dem Abitur will jemand von uns diese Fakten unter dem Siegel der Verschwiegenheit unserem Klassenlehrer Dr. Schulze mitgeteilt haben. Er soll nur gesagt haben, dass er sich mehrfach gewundert habe, dass wir so wenig Interesse zeigten, wenn er mehr oder weniger demonstrativ entsprechende Akten uns wie zufällig an passant hinhielt. Es gibt zu dem Geschehenen noch viele Aussagen von den beteiligten Klassenkameraden. Doch da ich nur für die „Technik zuständig“ war, möchte ich hierzu keine weiteren Ausführungen machen.

Auf Grund der Reparationsarbeiten von meinem Vater und mir für die rote Armee in Bad Polzin und der neben dem Studium erfolgenden Mitarbeit in der Rundfunkwerkstatt Wickleder in Greifswald wurde ich 1952 zur Gesellenprüfung als *Rundfunkmechaniker* zugelassen. Die Prüfung erfolgte in Stralsund. Nebenbei hatte ich mir dazu beim Mechanikermeister Werner Arndt im Physiologischen Institut auch die notwendigen mechanischen Fertigkeiten angeeignet, z.B. Schwalbenschwanzfassung feilen. Zunächst verlief alles recht gut. Doch in der mündlichen Prüfung leistete ich mir einen Fauxpas. Bezüglich der Frage, wie ich mich denn ständig weiter qualifiziert habe, gab ich naiv die Antwort „durch Basteln“. Das wurde mit Empörung quittiert. Als Konsequenz bekam ich zum Abschluss der Prüfung eine „Krücke“ zur Reparatur. So bezeichnet man im Jargon jene Geräte, an deren Reparatur sich schon mehrere erfolglos versucht haben. Doch durch glückliche Umstände gelang es mir, den Fehler auf den Spulensatz einzuschränken. So etwas ist ein sehr ungewöhnlicher Fehler. Doch die Diagnose

stimmte und die Reparatur gelang. So ging ich dennoch mit gut aus der Prüfung.

Zu den Institutsgepflogenheiten des Physikalischen Institutes in Greifswald gehörte es, dass man sich gegenseitig mit Scherzen neckte. Nach einer ausführlichen Studentenfeier wählte sich der Pedell einen eifrigen Studenten aus und bat ihn, vom gegenüberliegenden Physiologischen Institut den **Globus von Mecklenburg** zu holen. Der dortige Prof. Drischel habe ihn gestern ausgeliehen und er brauche ihn jetzt für die Einführungsvorlesung um 10 Uhr. Noch halb schlaftrunken machte sich der Student auf den Weg. Inzwischen rief der Pedell dort an. So erhielt der Student, dort angekommen, ein gut verschnürtes Paket und brachte es zurück. Der Pedell entnahm dann daraus einen Totenschädel auf dem die einzelnen Sinne landkartenartig eingetragen waren. Böse Zungen behaupteten, dass auch der „Unsinn“ darunter gewesen sei.

Ich arbeitete im 5. Stock dicht unter der Sternwarte und mir zur Seite stand die fleißige und gut ausgebildete Laborantin Frl. Stiebitz. Eines Tages brauchte ich für das große Praktikum einen **Zungenfrequenzmesser**, der natürlich in der Sammlung im Parterre vorhanden war. Es gelang mir aber nicht, die Laborantin zu überzeugen, mir dieses Messgerät heraufzuholen. Sie meinte beharrlich, dass sei doch nur einer der üblichen Scherze. So musste ich mir das Messgerät selbst holen.

Im Physikalischen Institut war ich zwei Jahre Hilfsassistent für das kleine **physikalische Praktikum**. Dieses mussten alle Mediziner absolvieren, und das fiel ihnen meist recht schwer. So entstanden die seltsamsten Situationen. Die folgenden Beispiele sind symptomatisch, aber nicht unbedingt typisch. Hin und wieder durchwanderte auch der Direktor Prof. Dr. W. Schallreuter das Praktikum und stellte dann unerwartete Fragen an die Studenten. So erlebte ich, wie er auf zwei Medizinstudenten zuging, die gerade die Lichtbrechung am Prisma erprobten. Nach einiger Zeit stellte er die Frage: „Ja, alles gut und schön, aber was geschieht nun, wenn Licht ins Wasser fällt?“ Da kam prompt die Antwort: „**Es zischt, Herr Professor!**“ Ein andermal kam ich darauf zu, wie sich zwei Studenten mit dem Assmanschen Psychrometer zur Bestimmung der Luftfeuchte beschäftigten. Es muss dazu einmal mit einem feuchten Wattebausch und dann trocken die Temperatur gemessen werden. In der Anleitung hatten die Studenten etwas von „**durchströmende Gase**“ gelesen. Daher hatten sie das Thermometer unten mit einem Schlauch an die nahe Gasleitung angeschlossen und an der Oberseite das Gas angezündet. Zum Glück hatte es dabei keine Explosion gegeben. In einem anderen Experiment sollte mit dem Pronyschen Zaum das mechanische Wärmeäquivalent bestimmt werden. Er musste dazu um eine drehbare Walze so eingestellt werden, dass sich bei der Rotation ein Gleichgewicht mit einer belasteten Waagschale einstellte. Dabei war die Erwärmung im zugeordneten Wassergefäß nach 2000 Umdrehungen zu bestimmen. Als ich eines Tages vorbei kam, sah ich wie Studenten ohne Beachtung der Waagschale die Anordnung rückwärts drehten. Als ich fragte, warum sie das taten, bekam ich zur Antwort, sie hätten aus Versehen 200 Drehungen zuviel getan. Dabei stand eindeutig in der Anleitung, dass die

Richtung der Drehung in das Wärme-Äquivalent nicht eingeht, sondern nur das Gleichgewicht wichtig sei.

Auch in der Rundfunkwerkstatt Wickleder waren Scherze üblich. Ich arbeitete hier zeitweilig und verdiente mir Geld zur Absicherung meines Studiums. Jeder neue Lehrling musste natürlich auf irgendeine Weise eingeführt werden. So erhielt einer einmal den Auftrag aus dem Physikalischen Institut *Oszillator-Öl* zu holen. Es sei gerade ausgegangen. Der Meister brauche es jedoch dringend, weil der Oszillator in dem zu reparierenden Gerät nicht schwingen wolle. Der Lehrling erhielt einen 5-Liter-Kanister mit dem Hinweis, die Flüssigkeit sehr vorsichtig zu transportieren. Bei starken Erschütterungen neige sie zur Explosion. Zurückgekehrt, goss sich der Meister etwas von der Flüssigkeit in eine Tasse und sagte, dass das Öl auch sehr gut schmecke. Der Chef dürfe jedoch von dem Trank nichts wissen. Nur nach bestandener Gesellenprüfung sei es üblich, ein Glas davon zu trinken. Im Physikalischen Institut hatte man natürlichen einfachen Kaffee in den Kanister getan.

Prof. Dr. Erhard Albrecht hatte sehr jung den Lehrstuhl für Philosophie in Greifswald übernommen, und alle Doktoranden hatten bei ihm ein *philosophisches Seminar* zu absolvieren. Hierbei lehrte er auch, wie erfolgreich *sich immer das Neue durchsetzt*. Als junger Physiker musste ich natürlich provozieren und stellte daher die folgende Frage. Wenn sich immer das Neue durchsetzt, dann müssten wir doch eigentlich die Atomversuche verstärken. Die Radioaktivität bewirkt Mutationen mit neuen Varianten und vielleicht entstehen dabei „bessere, leistungsfähigere“ Menschen. Ich vermied bewusst die Bezeichnung Übermensch (Nietzsche) und erwartete dennoch einen Wutausbruch. Doch es folgte ganz sachlich eine Gegenfrage: „Was sollen diese Menschen mehr können, als die Welt erkennen?“ Hier musste ich passen. Doch gegen alle Erwartung hatte ich sogar seine Sympathie gewonnen und später wurden wir fast Freunde. So ein Verhalten war für mich von nun an ein Vorbild und meine Frau hat ihn, wegen seiner oft kuriosen Ideen und Geschichten sogar *Sokrates* getauft. Viele Jahre später berichtete er mir einmal bei einem Besuch in Berlin die folgende Geschichte. Es war spät abends, da erhielt er einen Anruf. Es meldete sich sein Nachbar am Pommerndamm, nämlich der Bischof von Greifswald: „Herr Albrecht, ich muss Sie unbedingt dringend sprechen. Geben Sie mir bitte einen Termin.“ Es wurden noch einige Höflichkeiten ausgetauscht und Albrecht wollte wissen, worum es denn inhaltlich ginge. Der Bischof hielt sich lange bedeckt und kam erst nach anhaltenden Nachfragen mit etwa folgender Antwort heraus. „Wissen Sie, mein Großvater hat schon mit Bebel korrespondiert usw. usw. Ich möchte mich mit Ihnen darüber unterhalten, unter welchen Bedingungen es möglich ist, Mitglied Ihrer Partei zu werden.“ Albrecht nannte ihm den nächstmöglichen Termin am folgenden Tag. Dann rief er umgehend die Kreisleitung der SED um Rat an. Sie empfahl ihm, am nächsten Tag den Bischof anzurufen und den Termin um 1 bis 2 Tage zu verschieben, da doch zunächst eine Abstimmung mit Berlin nötig sei. Als er am nächsten Vormittag den Bischof anrief, kam, bevor er überhaupt etwas

sagen konnte, sofort die freundliche Antwort: „Ach Herr Albrecht, schon mehrere Jahre sind wir Nachbarn. Ich finde es wunderbar, dass Sie mich anrufen.“ Das weitere Gespräch verlief angenehm unkompliziert. Beide fanden es lustig, ja fast genial, dass die Studenten einen solchen Einfall gehabt hatten.

Neben vielen positiven Erfahrungen mit „West-“ Deutschen hatte ich schon früher einmal ein unerfreuliches Erlebnis. Anlässlich einer Tagung, die ich 1959 in Stuttgart besuchte, lud mich **Grundig** zu einem Besuch des Gebietes Audio-speicher in sein Werk in Fürth ein. Als ich dort im Anschluss an die Tagung ankam, wurde ich von sehr attraktiven, jungen Dame sofort mit etwa den folgenden Worten begrüßt: Sie bleiben doch hier, wir haben Wohnung, Gehalt und alles Weitere für sie schon organisiert. Ich war mehr als empört. Schließlich war ich ja zur Werksbesichtigung eingeladen und wollte daher den Leiter sehen (leider fällt mir nicht mehr sein Name ein). Ihre Antwort war, dass so ein Angebot, wie sie es mir unterbreiten, müsse doch jeder DDR-Bürger wie ein Ertrinkender den Stroh-halm ergreifen. Bei solchen diskriminierenden Aussagen musste doch jeder, der etwas auf sich hält, das Angebot strikt ablehnen. Ich bekam dann zwar noch den Leiter und einiges vom Werk zu sehen. Doch Grundig war für mich nicht mehr sonderlich interessant.

Zur Zeit der tschechischen tausend Worte (Aufstand in Prag usw.) machten ich mit meiner Frau Urlaub am Strand von Varna (Bulgarien). Uns fiel dort eine gut aussehende Frau auf, die ganz in blau angezogen war. Nicht nur der Badeanzug, sondern auch die Haare waren getönt, Augenschatten, Fingernagellack usw. waren ebenfalls blau. Wir waren mit dem Anschauen so beschäftigt, dass wir den etwas rundlichen, dazugehörenden Ehemann gar nicht wahrnahmen. Der kam plötzlich mit folgenden Worten auf uns zu: „Herr Völz, sie wollen mich wohl nicht erkennen, hat Ihnen wohl Walter Ulbricht verboten.“ Es war der Magnetiker Prof. Benda, den ich von mehreren Fachtagungen kannte. Doch diese Frage schuf eine gewiss peinliche Situation. Sie löste meine Frau durch herzhaftes Lachen auf. So wurde die Frage zum Scherz gewandelt. Von nun an hatten wir mit beiden herzliche Kontakte und auch viel Freude an politischen Witzen, die wir gegenseitig fast im Wettbewerb erzählten. Doch eines Tages war schlechtes Wetter. Prof. Benda fragte „**Wollen wir nicht Schach spielen?**“ „Nun ja“ war meine Antwort: „während des Studiums in Greifswald saß ist zwar zeitweilig am ersten Brett. Doch ich habe bestimmt seit zehn Jahre nicht mehr richtig gespielt. Versuchen wir's!“ Dann begann das Unwahrscheinliche. Der Kollege spielte seltsam. Er opferte einen Springer, Läufer oder gar Turm und erzählte nebenbei weiter gute Witze, schien gar nicht bei der Sache zu sein. Doch im Mittelspiel verlor ich jedes Mal völlig unvermittelt. Am Ende des Urlaubs verabschiedete sich Prof. Benda dann wie folgt. Ich muss Ihnen eine andere Eröffnung machen. Die Zeiten sind einfach schlecht, aber sie spielen wirklich gut. Jedoch hatten Sie keine Chance. Ich bin nämlich Seniorenmeister der Slowakei.“

In meinen **Elektronik-Vorlesungen** für Physiker an der Humboldt-Universität stellte ich nach 1961 (Bau der Mauer) regelmäßig eine Analogie zur Bekämpfung

von Störungen her. In der Technik gibt es dafür drei Möglichkeiten: die vollständige *Abschirmung der Störquelle* oder die des Signalempfängers und schließlich Kompensation durch entgegengesetzte Signale (englische Politik des Gleichgewichts). Erstaunlicher Weise wurde das von vielen als Bestätigung für die Mauer interpretiert. So war es jedoch nicht von mir gemeint. Ich hütete mich natürlich das explizit zu sagen. So galt ich offensichtlich – auch beim ZK-Mitglied Prof. Rompe¹ – als progressiv. Dies könnte ein Grund dafür sein, dass er mich längere Zeit förderte.

Nachdem ich 1968 das Institut für Optik und Spektroskopie der Akademie der Wissenschaften übernommen hatte, stellte ich u.a. auch fest, dass rund herum viel Unkraut wuchs. Mit der Verwaltung in Berlin-Adlershof gelang mir keine Lösung. Also versuchte ich die Mitarbeiter für einen Sonnabendeinsatz (*Subotnik*) zu überzeugen. Doch die Antwort viel negativ aus: Das haben wir schon einmal gemacht und der Erfolg war, dass ihm eine schöne Birke vor dem Haus zum Opfer fiel. Es war jetzt nur noch eine rechts vor dem Gebäude vorhanden. Sie musste also geschützt werden. Da ich den personengebundenen Fahrer abgeschafft hatte und alle Dienstfahrten selbst erledigte, verfiel ich auf eine ausgefallene Idee. Bei einer Dienstfahrt zu den Keramischen Werken in Hermsdorf „stahl“ ich im Wald ein Naturschutzschild. Dieses war nun ungesehen an der *Birke* anzubringen. Doch keiner meiner vertrauten und auch am Wochenende arbeitenden Mitarbeiter – z.B. Dr. Hertz (Sohn des Nobelpreisträgers Gustav Hertz) – war dazu bereit. So fuhr ich eines Sonntags mit meiner Frau nach Adlershof. Sie wurde vom Pförtner nicht auf das Gelände gelassen. Das hatte jedoch den Vorteil, dass ich nun sogar ohne besondere Vorsicht und damit in Ruhe das Schild anbringen konnte. Zum Erstaunen vieler – auch der Verwaltung – hing es dort mehr als ein halbes Jahr. Sogar ein deutlicher Trampelpfad zum Baum entstand. Natürlich gab es die seltsamsten Gerüchte, wie etwa „im Institut arbeitet man unter Naturschutz“. Doch leider wurde auch jetzt nichts aus dem Subotnik.

Ende 1968 wurde ich von der Akademie der Wissenschaften der DDR beauftragt, die *Gründung eines Zentralinstitutes Kybernetik* vorzubereiten. Hierzu hatte ich dem Präsidium eine Konzeption vorzulegen. Die ersten beiden Versionen wurden durch nicht inhaltlich begründete Widersprüche – vor allem der Physiker – zur Überarbeitung von nicht wichtigen Passagen zurückgewiesen. Als bei der dritten Lesung sich dies zu wiederholen drohte, erklärte ich, dass offensichtlich auch hier die Aussage Max Plancks zuträfe, nach der sich eine neue Wissenschaft erst dann durchsetzt, wenn ihre Gegner aussterben. Hierauf trat eine äußerst peinliche und lang anhaltende Stille ein. Dann verkündete der Präsident Prof. Klare, dass nun wohl die Konzeption bestätigt sei. Es gab keinen Widerspruch mehr. Das Zentralinstitut für Kybernetik und Information wurde am 1.5.1969 gegründet.

¹ Er war der inoffizielle Machthaber zumindest bezüglich der Physik in der DDR. Er soll gesagt haben, dass er über alles Diesbezügliche bestimmen, aber dabei keine Verantwortung übernehmen wolle.

Dieses Geschehen hat auch Vor- und Nachgeschichte. Ende 1970 soll schon meine Berufung zur Humboldt-Universität vorgelegen haben. Prof. Rompe hat dies verhindert. Aus welchen Gründen auch immer, wurde ich am 1.1.1968 zum Nachfolger von Prof. Ritschl für das *Institut für Optik und Spektroskopie* an der Akademie der Wissenschaften eingesetzt. So war es eigentlich undankbar von mir, mich von anderen Kollegen (Nichtphysikern, u.a. Prof. Klix) zum Aufbau des künftigen ZKI gewinnen zu lassen. Hier lag aber wegen der Speicherung und der Informationstheorie mein stärkeres Interesse. Selbst Prof. Görlich vom Betrieb Carl Zeiß Jena versuchte mich zu überzeugen, weiterhin das optische Institut zu leiten. Wahrscheinlich hatte ich in relativ kurzer Zeit einige, bis dahin ungewöhnliche Fakten, auch in Zusammenarbeit mit der Industrie im Institut geschaffen. Hieraus ist vielleicht zu verstehen, warum die Physiker die Entwicklung zum Kybernetik-Institut auf anderem Wege zu verhindern suchten. Erst viele Jahre später hatte ich wieder bei den Physikern eine gewisse Akzeptanz erreicht. So sprach mich eines Tages um 1985 **Prof. Rompe** (s. Fußnote oben) freundlich auf der Straße an. Ich weiß nicht, was mich dabei bewegte und warum ich es tat: ich klopfte ihm unvermittelt kameradschaftlich auf die Schulter. Das war natürlich eine Beleidigung für ihn. Wie konnte ich mich auf seine Stufe stellen? Dementsprechend war auch sein Verhalten und ich hatte ihn wieder zum Feind. Lange Zeit hielt ich dies für einen *Fauxpas* und schämte mich dessen. Doch inzwischen glaube ich, dass es eine intuitiv richtige Demonstration war.

Mein in Ungnade fallen hängt sehr wahrscheinlich mit einem besonderen Geschehen in der Akademie zusammen. Mein Nachfolger Prof. Kempe wies 1988 an, dass mein Bereich, der die Speicher für die sowjetischen Forschungssatelliten entwickelte und baute, in eine neu errichtete Baracke nach Adlershof einzuziehen hat. Diese war jedoch, wie sich sehr schnell herausstellte, zur Wärmeisolation mit Polyurethan ausgeschäumt. Das bedeutete, dass bei einem Brand nach wenigen Minuten tödliche zyanalihalige Dämpfe entstehen. Auf Anweisung des Brandschutzes durfte nicht mehr gelötet werden, aber die engen Termine für die Speicher blieben wegen der Startfenster für die Satelliten natürlich bestehen. Auch meine Mitarbeiter hatten Interesse an Einhaltung der Termine. Ihnen machte diese interessante Arbeit Spaß. Also ließ ich sie illegal weiter arbeiten und löten, natürlich auf mein persönliches Risiko. Ich suchte aber konsequent und mit allen mir möglichen Methoden nach Lösungen. Doch ich bekam nirgends Unterstützung. Also wagte ich einen sehr gefährlichen Schritt. Ich suchte den Parteisekretär der Akademie und ZK-Mitglied Dr. Klemke auf. Bekam natürlich keinen Termin. Also hinterließ ich im Sekretariat einen Zettel mit der klaren Aussage, dass ich kein Gebäude der Akademie mehr betrete, bevor meine Mitarbeiter geeignete Arbeitsräume erhielten. Dies war am Dienstag und ich blieb von da an einfach zu Hause. Das war natürlich „**Streik**“. Doch davon wusste niemand außer meiner Frau und Dr. Klemke etwas. Der Fakt durfte nicht an die Öffentlichkeit gelangen, oder womöglich in die Nachrichten des RIAS. Natürlich war mir dabei sehr unwohl. Aber am Freitag rief mich der stellvertretende Direktor unseres Institutes

Prof. Fuchs an: „Horst, Du kannst wieder zur Arbeit kommen. Aber bilde Dir nicht ein, dass Dein Streik die Lösung bewirkt hat. Sie war ohnehin vorgesehen. Montag ziehen Deine Mitarbeiter um.“ Hatte ich wirklich gesiegt!? Ja, meine Mitarbeiter zogen sogar in eine Baracke, welche gerade die Verwaltung exklusiv für sich selbst hergerichtet hatte. So etwas hatte es noch nie gegeben. Natürlich hatte ich nun die Verwaltung zum Feind. Doch das „Spielchen“ ging weiter. Der Parteisekretär des Institutes und Prof Fuchs führten mit mir eine lange Aussprache über mein ungebührliches Verhalten. Ich sollte zu Protokoll geben, dass ich es bereue und so etwas nie wieder tun werde. Ich schrieb etwa folgenden Text. Ich tue es nicht wieder, aber ich habe gewiss soviel Phantasie, dass mir in einem ähnlichen Fall bestimmt Besseres einfällt. Das war noch zusätzliche Revolution. Ich bekam Vorlesungsverbot (wurde mir ziemlich indirekt mitgeteilt, junge Kader sollten sich statt meiner qualifizieren). Auch das Urania-Zentrum in Berlin teilte mir mit vorgehaltener Hand mit, dass sie die Anweisung erhalten hätten, dass ich bei Ihnen nicht mehr vortragen dürfe. Selbst meine Frau wurde deshalb offensichtlich auf ihrer Arbeit terrorisiert. Man benötigte mich aber für die Speicherentwicklung. Das war mein Glück.

Mindestens zweimal, u.a. von Prof. Klix, wurde ich vorgeschlagen, *Mitglied der Akademie der Wissenschaften* zu werden. Dies wurde offensichtlich stets von den Physikern verhindert. Wegen der Entwicklung des Metallschichtbandes sollten einige meiner Mitarbeiter und ich u.a. auf Vorschlag von Prof. Lanius mit der *Leibniz-Medaille* ausgezeichnet werden. Im Vorfeld gelang es mir, dies für mich zu verhindern. Dennoch trickste mich der Präsident der Akademie Prof. Klare bei der Auszeichnung des Kollektivs aus. Ich wurde am Leibniztag nach vorne gerufen und musste die Auszeichnungen für meine Mitarbeiter entgegennehmen. Lediglich auf die Auszeichnung des Rundfunks der DDR mit der Hanns-Eisler-Medaille in Gold für meine etwa 70 Rundfunksendungen zur Computertechnik bin ich stolz.

1983 führte die Akademie der Wissenschaften die dreitägige Tagung „Zur Bedeutung der *Information für Individuum und Gesellschaft*“ durch. Zu dieser Zeit lagen von mir bereits die beiden entsprechenden Monographien zur Information gedruckt vor. Sie erschienen jedoch nur in 300 Exemplaren. Die beiden letzten Bücher verkaufte der Verlag während der Tagung nach Australien. Andere Publikationen waren faktisch nicht vorhanden. Dennoch durfte ich trotz mehrerer Vorschläge nicht vortragen. Es galt das Argument, ich sei kein Akademie-Mitglied. Jedoch mein Nachfolger Prof. Kempe, ebenfalls kein Akademie-Mitglied, trug über die Shannonsche Informationstheorie vor. Ich durfte lediglich an der Diskussion teilnehmen. Hier beging ich erneut einen Fauxpas. Nachdem sich einige Akademiemitglieder sehr euphorisch über das papierlose Büro ausgelassen hatten, konnte ich es mir nicht verkneifen, recht deutliche Kritik zu üben. Ich stellte einen Vergleich an: Mit der Erfindung der *drahtlosen Telegraphie* nahm der Drahtverbrauch extrem stark zu und so wird es auch mit dem *papierlosen Büro* sein. Immerhin wurde dieser Beitrag in den Konferenzband übernommen. In

diesem Zusammenhang ist es interessant, dass mein übergeordneter Leiter Prof. Lanius² mich bereits um 1970 darauf hinwies, dass es meinem Ansehen und dem meines Institutes schade, wenn ich mich mit Information oder gar Emotionen usw. beschäftige. Da er meine Aktivität kannte und schätzte, empfahl er mir dringend, stattdessen ein ***Buch über Elektronik*** zu schreiben, das meine Kenntnisse der entsprechenden Vorlesung an der Humboldt-Universität zusammenfasse. So erschien 1974 die erste Auflage, der vier weitere folgten.

1970 sparte ich meinen ***persönlichen Kraftfahrer*** ein. Mir war es einfach zu dumm, dass ständig jemand untertänig auf mich wartete. Also fuhr ich selbst den Dienstwagen. Doch zur „Strafe“ musste ich natürlich auch die Routine-Prüfungen der Kraftfahrer mitmachen. Hier hatte ich einmal als Erster einen Slalom zwischen aufgestellten Verkehrsteilern zu absolvieren. Als Sportmuffel wusste ich nicht, was ein Slalom ist. Daher fuhr ich abwechselnd vorwärts und rückwärts senkrecht zur angezeigten Strecke fehlerfrei hindurch. Für alle, die das später erzählten, galt es entweder als bösariger Witz oder als ein Geck, den sich der Institutsdirektor erlaubt hatte. Dass ich wirklich sportlich so unwissend war, galt als unmöglich.

Als ich gerade Direktor des Institutes für Optik und Spektroskopie geworden war, standen eines Tages zwei Frauen vor meiner Wohnungstür und boten mir ***alte Rundfunkempfänger*** zum Kauf an. Ich war darüber sehr erstaunt. Doch sie behaupten, ich hätte doch eine entsprechende Anzeige in die Berliner Zeitung gesetzt. Ich hielt dies für eine Verwechslung. Doch als wenige Stunden später weitere Verkäufer mit Geräten ankamen und dasselbe behaupteten, schaute ich nach. Ja es stimmte. Also hatte mir jemand einen Streich gespielt. Dafür kamen nur zwar wenige Mitarbeiter in Betracht. Erst 2012 erfuhr ich von meiner Sekretärin wer es war. Ich hielt es damals für am besten, aus der Not eine Tugend zu machen. Also begann ich alte Geräte, Röhren usw. zu sammeln. Damals gab es noch keine Nostalgie-Bewegung. So war ich allein auf weiter Flur und konnte als Rundfunkmechaniker bequem das Wertvolle auswählen. Erst später entstanden entsprechende Klubs. Für das Dresdner Verkehrsmuseum zählte ich zu den sieben Gründungsmitgliedern. Als sich hier jedoch die Stasi einschaltete, alle Geräte registriert werden sollten usw. (Divisen!) zog ich mich zurück.

Ich fuhr zum geladenen Vortrag zur ***Intermag-Konferenz*** 1967 in Washington. Im Anschluss an die Tagung bot mir IBM eine von ihnen vollständig bezahlte 14-tägige Reise nach Kalifornien plus 100 Dollar Taschengeld. Dies widersprach zwar vollständig der Direktive und hätte vielleicht schwere Strafen bei der Rückkehr in die DDR bedeuten können. Dennoch nahm ich an. Ich bekam bei IBM in der Nähe von San Franzisko viel zu sehen und hielt dort auch einige Vorträge aus

² Prof. Lanius ist für mich der beste Leiter, den ich jemals hatte. Wir hatten durchaus des Öfteren erheblich unterschiedliche Meinungen. Aber jeweils vor Weihnachten lud er mich zum persönlichen Gespräch unter vier Augen ein. Hierbei diskutierten wir ganz sachlich die Probleme, schufen so Klarheit und konnten wieder ein Jahr gut zusammenarbeiten. Er hat es mir nicht einmal übel genommen, dass ich die von ihm vorgeschlagene Leibniz-Medallie unter für ihn fadenscheinigen Gründen ablehnte.

dem „Stehgreif“. Gegen Ende des Aufenthaltes brachte mich ein Kollege in einem Hotel in San Francisco unter. Wir fuhren mit dem Auto in die Tiefgarage und von dort mit dem Fahrstuhl in mein Zimmer. Dito zurück und dann nach Chinatown in San Francisco, wo ich viel gezeigt bekam. Nach etwa 2 Stunden Betreuung erreichte ich, dass ich mich allein bewegen konnte. Abends gegen 10 Uhr wollte ich nun **mein Hotel** aufsuchen, ich wusste ja die Himmelsrichtung und Name sowie Adresse des Hotels standen damals üblicherweise auf dem Hotelschlüssel. Wenn man am Ende des Aufenthalts vergaß ihn abzugeben, konnte er einfach in einen Briefkasten geworfen werden. Also holte ich den Schlüssel aus der Tasche, um mein Hotel ausfindig zu machen. Doch dieser Schlüssel enthielt nur die Post Office Box Number. Na ja, war ja auch nicht so schlimm. Also hieß es anrufen, was auch gleich im nächsten Geschäft funktionierte. Doch vom Post-Office-Amt kam die automatische Ansage, dass es nur bis 22:00 Uhr besetzt sei. Nun stand ich in San Franzisko, kannte weder den Ort noch den Namen meines Hotels, geschweige denn sein Aussehen. Versuche in den beiden nächsten Hotels ergaben keine Hilfe. Dann kam ich an einem dritten vorbei. Dort nahm mir, nach meiner Schilderung, bereits am Eingang ein farbiger Doorkeeper den Schlüssel ab und verschwand damit. So stand ich nun auch noch ohne Schlüssel auf der Straße. Nach einer, mir sehr lang erscheinenden Zeit kam er mit freundlichem Lächeln und Schlüssel zurück und meinte, ich hätte ein sehr gutes Ortsgedächtnis, mein Hotel liege nur ca. 100 m um die Ecke.

Nach der Rückkehr von einer Vortragsreise in den USA, berichtete ich im Vortrag in meinem Institut den Kollegen und Mitarbeitern auch über mehr persönliche Eindrücke und Erlebnisse. U.a. war mir aufgefallen, dass sich nach meinem Geschmack die Amerikanerinnen **nicht gut zu kleiden** verstanden. Das ganze Gegenteil galt für die Mulattinnen. In diesem Sinne erklärte ich, dass ich drei Tage gebraucht hatte, „um mich in den Kleidern der Frauen zurecht zu finden“. Diese ungewollte, von mir nicht beabsichtigte und daher auch nicht bemerkte zweideutige Formulierung löste ein Lachen im Auditorium aus. Auch dies verstand ich falsch und wiederholte mit Betonung „Ja, ich brauchte wirklich 3 Tage“. Erst nach einem Jahr erklärte mir ein Kollege diesen Zusammenhang und welche Freude ich damals allen Zuhörern bereitet hätte.

Etwa um 1980 erwachte ich eines Nachts über mein eigenes lautes Lachen. Auch meine Frau erwachte und fragte sehr verwundert, was denn geschehen sei. Ich kam erst langsam zu vollem Bewusstsein. Dann wusste ich, dass ich den folgenden Dreizeiler erträumt hatte:

*„Guten Wein, den sollst du trinken.
Hübschen Mädchen musst du winken.
Doch auf meinen Käse lass ich keinen stinken.“*

Nach einigem Überlegen war mir dann die Ursache klar. In Vorbereitung meiner Informationsbücher von 1982/83 hatte ich mich auch ausführlich mit den vier dicken Bänden von F. Kainz „Psychologie der Sprache“ beschäftigt. Dabei hatte

ich mich mehrfach über seine Behauptung geärgert, dass man Sprachliches nicht träume. Habe ich doch des Öfteren im Traum Diskussionen geführt und wusste ich doch auch, dass viele Menschen im Traum laut sprechen. Der Dreizahler war dadurch wohl im Unterbewusstsein entstanden. Ich habe dann mehrfach versucht, ähnliche kurios-witzige Dreizeiler bewusst zu schaffen. Es mir aber nie gelungen.

Zu meinem 50. Geburtstag (1980) wollte mir mein Vater, der in Karlsruhe lebte einen *Heimcomputer* schenken. Die Einfuhr in die DDR musste jedoch der Zoll genehmigen. Der verlangte noch einmal dieselbe Summe von damals etwa 2 000 DM. Meine Beschwerden gegen diese Einfuhrkosten durchliefen mit der Unterstützung der Akademie der Wissenschaften erfolglos alle Distanzen. Meine letzte Beschwerde an Honecker wurde schließlich sogar mit einer deftigen Belehrung beantwortet. Doch etwa ein Vierteljahr später sprach mich mein Vorgesetzter an: „Horst, willst Du nicht Deinen Vater besuchen? Der ist, wie ich hörte ernsthaft krank“. Er war wirklich erkrankt, wenn auch nicht ernsthaft. Ich antwortet „Ich bin doch Reisekader, das darf ich doch gar nicht“. „Du nimmst Urlaub und sagst niemand, was Du wirklich tust. Dann ist alles OK“. Von einem anderen Inhalt und Zweck der Reise, außer dem Krankenbesuch, wurde nicht gesprochen. Also besuchte ich meinen Vater. Der gab mir 2 000 DM in bar und ich kaufte den Rechner in einem Spezialladen in Eschborn bei Frankfurt. Doch wie nun rückreisen mit dem Rechner und dann durch den Zoll kommen? Aber in Berlin-Friedrichsstraße trat das „Ungewöhnliche“ ein. Alle vor und nach mir wurden gründlich kontrolliert. Ich wurde einfach durchgewunken. Zufall oder nicht, ist hier die Frage.

Meine etwa 70 *Rundfunksendungen zur Computertechnik* besitzen eine ungewöhnliche Geschichte. Nach einer Sendung der Jugend-Urania aus der Heinrich-Hertz-Oberschule entstand mit dem Schulfunkredakteur Steffen Malyszczyk und Dr. Ursula Findeisen vom Zentralvorstand der Urania die Idee, Rundfunksendungen zum Programmieren durchzuführen. Unter Hinzuziehung meines späteren Betreuers, den Schulfunkredakteur Dr. Joachim Baumann, erfolgte ohne Programmankündigung von DT64 eine erste Life-Sendung am 6.1.1987 aus unserer Wohnung. Hieran nahm auch meine Frau Ruth Roma-Völz teil, die bereits inzwischen mit Computergrafiken bekannt geworden war. Im Anschluss wurden „illegal“ auch die ersten drei Computer-Programme für den KC 85 gesendet. Die Hörerresonanz war so groß, dass sich der Rundfunk umgehend zu einer Sendereihe entschloss. Als dies das Ministerium für Volksbildung erfuhr, wurde sofort eine Sonderkommission gebildet. Als Ergebnis wurden die Sendungen im Schulfunk durch ein Schreiben des stellvertretenden Ministers für Volksbildung verboten. Daraufhin erfolgten die Sendungen über den Sender Radio DDR 2, der eigentlich für die Kultur zuständig war. Später wurden sie zusätzlich zeitversetzt vom Sender DT 64 gesendet.

Nach der Wiedervereinigung wurde auch ich einer *Evaluierung* unterzogen. 3 Herren, die ich bis heute nicht kenne, mussten sich auf meine Termine einstellen. Das hatte sie offensichtlich geärgert. Denn sie stellten gleich zwei Fragen: 1. Wie

ich zu meinen Streik stehe und 2. wie es kommt, dass ich genau an diesem Tage an der Hochschule der Künste (Berlin West) einen Eröffnungsvortrag³ halte. Ich war empört und stellte Gegenfragen. Erstens, ob Sie sich nicht zunächst einmal vorstellen wollten und zweitens, dass sie bezüglich des Vortrages doch besser beim Veranstalter nachfragen sollten. Das war damals für einen DDR-Bürger geradezu unverschämt. So verlief das weitere „Gespräch“ auch kaum in einer entspannten Atmosphäre. Dementsprechend dürfte auch das Urteil über mich ausgefallen sein, was ich jedoch bis heute nicht kenne.

Gerhard Wisnewski bat mich vor der Veröffentlichung um die kritische Durchsicht seines Buches „**Lügen im Weltraum**“. Es waren aus meiner Sicht nur unwesentliche Korrekturen zum sachlichen Inhalt erforderlich. Allerdings war mir der Stil an einigen Stellen unnötig provozierend. Er glättete jedoch nur die Schlimmsten. Recht interessant ist in diesem Zusammenhang jedoch der hochstrahlungsbeladene van-Allen-Gürtel. Der erste befindet sich zwischen etwa 1 000 und 5 000 km, der zweite zwischen 15 000 und 25 000 km Höhe. Ein Durchfliegen ist für Menschen sehr gefährlich. Schließlich ist durch die Funksignale nachgewiesen, dass bei der Hündin Laica genau in diesem Bereich das Herz versagte. Doch leider waren über die Strahlungsdichte des Gürtels keine Angaben zu finden. Wisnewski fand aber bei der NASA ein Programm mit dem sich die Strahlenbelastung bei einem Flug berechnen lassen sollte. Er bekam aber von der NASA nicht das Passwort. So bat er mich, dass ich es als Hochschullehrer der Technischen Universität Berlin versuche. Ich bekam es auch und gab dann die Daten vom Flug der Laica ein. Nach einer knappen Viertelstunde war mein Rechner dann aber so mit Viren verseucht, dass nichts mehr ging. Selbst dem Rechenzentrum der Uni gelang es nachher nicht die Viren zu beseitigen. Der Rechner musste vollkommen neu aufgesetzt werden. Ich muss dazu bemerken, dass ich weder vorher und nachher Viren auf meinem Rechner hatte. Er war immer mit zwei Virenprogrammen gut geschützt.

In den 70er Jahren flog ich zur Beratung mit Dr. Weide nach Kiew. Üblicherweise wurden Dienstreisende in Russland an den Flughäfen beschleunigt abgefertigt. Doch dieses Mal warteten wir beide über zwei Stunden ohne dass ich mein Gepäck bekam. Dann wurde ich schließlich aufgerufen. Man führte Dr. Weide und mich auf den Flugplatz. Dort stand mein Koffer und rundherum im Abstand von etwa zehn Metern mehrere Uniformierte. Ich wurde gefragt, ob das mein Koffer sei. Ich sagte ja. Dann bat man mich zum Koffer zu gehen und ihn zu holen. Als ich ihn anhob vibrierte er zu meinem Erstaunen. Ziemlich erschreckt überlegte ich eine Weile und nach einigen Sekunden bekam ich einen Lachkrampf. Mir fiel ein, dass ich einen **elektrische Zahnbürste** im Koffer hatte und die musste sich durch Erschütterungen eingeschaltet haben. Ich holte sie aus den Koffer. Doch nur einige fanden das so belustigend wie ich.

³ Colloquium an der Hochschule der Künste Berlin: „Schnittstelle der Information“ am 19. und 20.10.90: Eröffnungsvortrag: „Zur Definition von Information und Code“ (3.274).

In meinen Vorlesungen erzähle ich seit den 60er Jahren zur erheiternden Erklärung der *Ordinalskala* meist folgende wahre Geschichte. Während meines Studiums ging unser Physik-Semester häufiger in „Schmidts Konzerthaus“ in Greifswald in der Wolgaster Straße Tanzen. Doch einmal waren keine hinreichend ansehnlichen Damen zum Tanzen anwesend. Also tranken wir, so wie es sich für Studenten gebührt, dafür mehr Bier. Plötzlich stand ein Kommilitone auf: „Mit der dort tanze ich jetzt“. Erstaunt blickten wir uns an, zählten die Striche auf dem Bierdeckel. Er hatte **13 Biere** konsumiert. Von da ab hieß es auf der Straße in Bezug auf vorbeigehende junge Mädchen: 3 Bier, 5 Bier usw. Mit 13 Bier als Maßeinheit, war jede Frau schön. 2001 missfiel das offensichtlich einer Studentin. Sie hatte offensichtlich, von mir nicht bemerkt, sofort den Hörsaal verlassen und mich anonym angeschwärzt. Ich wurde vor den Frauenausschuss zitiert, der mich aber zweimal versetzte. Dennoch konnte ich erklären, dass ich anschließend immer die griechische Legende von Eris mit dem Apfel „für die Schönste“ und dem sich dadurch wegen der entführten Helena ergebenden trojanischen Krieg erzähle. Der Ärger ging bis zum Dekan weiter. Doch mehrere Studentinnen trösteten mich: Auch wir trinken uns die Männer schön. Nun erzähle ich den Witz so herum. Das Bier wird natürlich gegen Sekt ausgetauscht. Ein Männerausschuss hat sich bei mir noch nicht beschwert.

Ich berichte regelmäßig an entsprechenden Stellen in meinen Lehrveranstaltungen, dass ich *konsequenter Atheist* bin, aber gläubige Menschen hoch schätze. Dies geschieht u.a. im Kontext von Evolution und „intelligent design“. Offensichtlich hatte dies einmal zwei Studenten, gläubige Islamisten dazu ermutigt, mich in der Sprechstunde zur Evolution auszufragen. Nach zwei längeren Diskussionen stellten sie schließlich die Frage, ob ich denn nicht wieder zum Glauben kommen könne, wo ich ihn doch hoch schätze. Die Antwort fiel mir schwer, denn ich wollte sie ja nicht verletzen und in ihrem Glauben schwächen. So sagte ich schließlich „ich muss schon jetzt mit so vielen Fragen und Widersprüchen leben, dass ich sie dadurch nicht noch vermehren möchte.“ Diese Zusammenhänge erzählte ich im nächsten Semester. Da meldete sich ein tiefschwarzer Afrikaner: „Warum sagen Sie dann immer **Oh! Gott!?**“ Wenn Ihnen z.B. ein Name oder Begriff nicht einfällt?“ Dies gab ein allseitiges herzliches Gelächter. Ich habe ihm zu dieser Frage gratuliert. Erst dadurch wurde mir bewusst, dass auch ich beachtlich viel und automatisch einfach unüberlegte „Floskeln“ benutze.

Eines Tages gingen Prof. Wersig und ich zum Essen in die Mensa der Freien Universität in Berlin-Lankwitz. In den Fahrstuhl stiegen Studentinnen zu uns ein. Sie unterhielten sich darüber, dass die *Welt auch gar nichts Erfreuliches* mehr habe. Darauf mischte sich Kollege Wersig ein und meinte, dazu sei sie ja auch nicht da. Worauf ich vorlaut konterte, wozu denn? Sie ist eben da, war seine Antwort. So erlebte ich wieder einmal, wie gefährlich Ja-Nein-Aussagen sind und dass es auf viele Fragen keine sinnvolle Antwort gibt.

Um 1985 machte ich eine Dienstreise nach Montreal mit Diskussionsbeitrag zur Fach-Tagung des IEEE on Magnetics. Das Zimmer in Montreal hatte die

Akademie der Wissenschaften der DDR organisiert. Ich musste es mit einem Professor aus Dresden (Magnetisches Institut) teilen. Obwohl ich das Institut infolge der fachlichen Zusammenarbeit gut kannte, war mir dessen Name nie bekannt geworden. Weiter war die festgelegte Reiseroute ungewöhnlich: Hinflug nach Montreal, zurück mit der Bahn nach Paris und von dort Rückflug. In Paris führte mich der Professor per Fuß und ohne Karte zum Mount Matre, zur Pariser Oper, zur Napoleonsäule und zum Eiffelturm. Wie ungewöhnlich das alles war, wurde mir erst durch eine Privatreise mit meiner Frau nach Paris um 1996 klar. Dreimal versuchten wir vergeblich nach der Stadtkarte auf den Mount Matre zu gelangen. Der mir unbekannte Professor hatte mich also offensichtlich beschattet und observiert! Dann fiel Ähnliches auch in Greiswald um 1950 bezüglich eines Ausflugs zu einer entfernten Gaststätte. Offensichtlich war ich auf diese Weise als IM erfasst, ohne dass ich davon – verstärkt durch meine Naivität in diesen Dingen – auch nur das Geringste mitbekommen hatte. Das macht daher auch verständlich warum mich die Personalabteilung der Freien Universität kurz vor meinem 65. Geburtstag damit konfrontierte, mir aber versicherte, dass es keine Unterschrift von mir für den IM gibt. Deshalb war ich mir damals auch keiner Schuld bewusst. Dennoch wurde ich gekündigt. Ich bekam nicht die geringste Möglichkeit zur Einsicht in die vor mir liegenden Akten und schon gar nicht zur Verteidigung. Mehr Details in den Dokumenten zu meinen Leben.

Eines Abends kamen meine Frau und ich aus dem Konzert. Im Konzerthaus kaufte sie sich noch ein Laugenbretzel in einer Tüte. In der U-Bahn angekommen, versuchte ich die Tüte aufzublasen, um sie dann mit einem Knall zu zerschlagen. Sie ließ sich nicht aufblasen, war wohl irgendwo undicht. Da rief uns fröhlich ein Fahrgast zu „**Umtauschen**“. Das war wieder einmal der erfreulich herzhaft *Berliner Humor*. Eine Mitarbeiterin von mir wurde in der S-Bahn von einem jungen Mann sehr intensiv gemustert. Ihr wurde das schließlich zuviel und sie sagte nur kurz: „Nun ist aber genug junger Mann, *mir friert schon*“. Mein Vater berichtete mir einmal, wie er Ähnliches in den 30er Jahren in Berlin erlebte. Vor ihm ging eine junge, attraktive Frau, bei der das Unterkleid etwas hervorschaute. Das war damals ein „Unglück“ und wurde mit „blitzen“ bezeichnet. Also näherte er sich dieser Frau und flüsterte ihr hilfreich zu: „bei Ihnen blitzt es“. Die berlinerische Antwort folgte lautstark: „Wat denn, bei so klarem Wetter?!“

Meine Frau fragte mich eines Tages: „Wie kommt es, dass *schwarze Schuhe immer drücken*. Als Physiker musst Du mir das doch erklären können.“ Die Antwort fiel mir leicht. „Schwarz absorbiert das Licht und wandelt es in Strahlungsdruck um! Du musst eben weiße Schuhe tragen.“ Sie brauchte eine Weile, bis sie es als Witz begriff und dann herzlich lachte.

Durch Messungen hatte ich festgestellt, dass beim Magnetbandgerät ähnlich wie beim Gehör die unterscheidbaren Amplitudenstufen näherungsweise proportional zur Signalgröße sind. Die Berechnung der **Informations-Entropie** erfordert dafür die Lösung eines komplizierten Variationsproblems. Das gelang mir nicht. Daher entwickelte ich eine iterative Näherungslösung und publizierte sie (u. a. 3.13. von

1959, 4.2 und 4.3 von 1959. Offensichtlich erfolgte auf dieser Grundlage 1962 eine *Dissertation in Stuttgart*. Sie erhielt ich jedoch erst 1964. Anscheinend war es dem Doktoranden gelungen das Variationsproblem zu lösen. Deshalb las ich die Arbeit sehr gründlich. Dabei stellte ich an zwei Stellen wesentliche Fehler (eigentlich Manipulationen) fest. So kam er zu genau meiner Lösungsformel. Ich schrieb das an die TH, bekam aber von dort keine Antwort. Etwa ein halbes Jahr später erhielt von Autor aus den USA etwa die folgende Antwort: Das interessiert mich überhaupt nicht. Ich habe jetzt hier einen guten Job und das genügt mir. Die Dissertation stammt von Erich Pfeiffer und lautet „Über die Kanalkapazität von Magnetbandsystemen“. Technische Hochschule Stuttgart. Eingereicht 30.4. 62, mündliche Prüfung 26.7. 1962. Hauptberichter Prof. Dr. Ing. habil. J. Dosse; Mitberichter Prof. Dr. Ing. Lotze.

Etwa 1961 wandte sich der Leiter des Arbeitskreises Elektroakustik der KDT, Prof Reichardt von TU Dresden an mich. Er schlug einen umfangreicheren Einsatz bei der Magnetbandfabrik Wolfen vor. Damit sollten Schwachstellen der unsicheren Produktion gefunden werden. Diesen Vorschlag stimmte ich dann mit dem dortigen Bereichsleiter Dr. Küster ab. Wenig später fuhr ich mit etwa zehn Mitarbeitern nach Wolfen. Sie wurden den einzelnen Produktionsabschnitten zugeteilt. Aus den Ergebnissen der Woche Beobachtung legten wir dann einen Bericht mit konkreten Hinweisen und Empfehlungen vor. Nach etwa einer weiteren Woche bat mit der Leiter der gesamten Filmfabrik, Professor Meyer zu sich. Er begrüßte mit den Worten: „**Wie alt sind sie eigentlich?**“ und kanzelte mich dann herunter: wie ich wage könne, so in einen Betrieb einzugreifen. Dennoch hat unser Bericht deutliche Verbesserungen gebracht. Außerdem hat das Vorgehen weitere Interessen geweckt. Sie dürfte mit ein Anlass für das Dreiergespräch mit Ardenne und Reichardt gewesen sein, welches schließlich die Entwicklung des Metalldünnschichtbandes bewirkte.

Kurz nach der Wende tagte der **Chaos Computer Club** (CCC) in Ost-Berlin. Hierzu wurde ich zu einem Vortrag geladen. Ich trug dabei unter anderem meine Vorstellungen Urheberrecht vor: sehr verkürzt etwa: Kultur- und Bildungsgüter haben im Prinzip zumindest für die Ausbildung kostenlos zur Verfügung zu stehen. Erst wenn damit Gewinn gemacht wird, sind Abgaben fällig. Das fand deutliche Zustimmung bei Club-Mitgliedern, führte jedoch zu einen erheblichen Streit mit Herrn Günter von Gravenreuth, der sich noch über Jahre fortsetze. Insbesondere bewirkte diese Aktivität auch einen guten persönlichen Kontakt zu Wau Holland. Schließlich wurde ich so auch Ehrenmitglied des CCC.

Manfred von Ardenne wird oft als arrogant und unbelehrbar bezeichnet. Durch meine persönlichen Erfahrungen muss ich dem widersprechen. Bereits bei ersten Dreiergespräch musste ich ihm, trotz Warnung von Prof. Reichardt, bezüglich besonderer technischer Möglichkeiten für einen Magnetkopf widersprechen. Er nahm meine Aussagen sehr sachlich auf und korrigierte umgehend seine Aussage. Bei den Besprechungen im Forschungsrat zum Metallschichtband nahm er mich immer mit. Als eigentlich nicht „Berechtigter“ musste ich dann in einem Extra-

stuhl hinter im sitzen. Für seine Diskussionsbeiträge versicherte er sich des Öfteren zunächst inhaltlich bei mir.

Lange Zeit behaupteten meine Mitarbeiter, dass das *Metalldünnenschicht kein Rauschsignal* erzeuge. Selbst harter Einspruch von mir half hier nicht. Also musste ich nach längerer Zeit wieder mal experimentell arbeiten. Dabei fand ich natürlich deutliches Rauschen und auch dessen Statistik (2.79: J. Signal-AM, 1980. 5, 373-381)

Die *Hochfrequenz-Vormagnetisierung* beim Magnetband ist bis heute theoretisch nicht geklärt. Lediglich Camras beschreibt sie anschaulich über zwei durch eine Rechteck-Hochfrequenz verschobene Remanenzkurven. Ich hatte die Idee, dies mit zwei Halbspurköpfen mit entgegengesetzter Gleichvormagnetisierung zu überprüfen und fand so die Bestätigung. Dabei konnte sich selbstverständlich jedoch nicht das Gleichfeld-Rauschen der beiden Halb-Spuren kompensieren. (2.37. Wiss. Zeitschr. f. Elektrotechnik 4 (1965) 1, 22-38)

Mein Mitarbeiter Wolfgang Pöbel hatte um 1965 von mir die Aufgabe erhalten, experimentell abzuklären, bei welcher *Spurhöhe das Magnetband* die größtmögliche Informationsspeicherung ermöglicht. Trotz umfangreicher Versuche erhielt er kein brauchbares Ergebnis. Daher entschloss ich mich, dies theoretisch zu untersuchen und fand dabei brauchbare Formeln. Wesentliche Grenzen ergeben sich aus der Spaltweite, der mechanischen Spurführung und der gespeicherten Energie. Die optimale Spurhöhe liegt bei wenigen μm . Dieses Ergebnis trug ich bei IBM in San Jose, Kalifornien am 13.4.67 vor und erntete viel Zustimmung (4.26, 4.27 und 3.49 von 1967). Als praktische Anwendung versuchten wir später, sehr dünne Profelseide zu bedampfen. Das hätte ohne den Dralleffekt der alten Drahtontechnik viele neue Möglichkeiten eröffnet. Die Untersuchungen wurden leider durch die Wende unterbrochen.